

Der Sauerstoffgehalt sinkt

Intellektuelle und Kirche: eine doppelte Ermattung

■ PAUL SCHULMEISTER



Dr. Paul Schulmeister, Publizist, 1972 bis 2004 beim ORF, langjähriger Deutschland-Korrespondent; ehemals Präsident der Katholischen Aktion Österreich, derzeit Präsident des Katholischen Akademikerverbandes Österreichs.

In einem Jesuswort des apokryphen Thomas-Evangeliums heißt es: „Wer mir nahe ist, ist dem Feuer nahe“. Von dieser Hitze spüren Außenstehende in der österreichischen Kirche wenig. Die Temperatur ist gedrosselt, manche fröstelt es. Allzu oft bestimmen abstumpfende Finanz- und Strukturfragen die Agenda – Sinnbilder des Durchwurstelns. Löst die Praxis von Kirche und Gläubigen heute die gleichen gespannten Fragen aus wie im 2. Jahrhundert der „Brief an Diognet“: Warum leben die Christen so? Was bewegt sie?

Eher gilt wohl die scharfe Beobachtung des Dichters Wystan Hugh Auden (1907–1973): „For we are conscripts of our age / Simply by being born; we wage / The War, we are“ (Wir sind die Rekruten unserer Zeit, einfach durch unsere Geburt; wir führen den Krieg, der wir sind). Es ist der Kampf mit den allseits erkennbaren Folgen einer tiefen Entwurzelung Europas. Das „christliche Abendland“: das war einmal. Und doch befinden wir uns in einer Zeit, in der sich säkulare Intellektuelle mit nervöser Neugier wieder für die großen Religionen zu interessieren beginnen – sei es, weil sie deren Gewaltpotential auf der Spur sind, sei es, weil sie hier ein Reservoir ethischer Verbindlichkeiten vermuten.

Spätestens seit der Dankrede, die Jürgen Habermas im Oktober 2001 bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels hielt, hat das Thema „Glauben und Wissen“ hohe Relevanz zurückgewonnen. Auch Naturwissenschaftler wie der Biochemiker Dean Hamer („The God Gene“) wollen heute erforschen, was im Gehirn vorgeht, wenn Menschen glauben. Qualitätsblätter springen auf diesen Zug und starten – wie die Hamburger ZEIT – Großserien unter dem Titel „Was soll ich glauben?“.

In Österreich wird allenfalls der Islam unter Anfragedruck gestellt. Die Katholische Kirche findet Schlagzeilen-Interesse, wenn ein Wiener „Society“-Baumeister öffentlich mit Exkommunikation bedroht wird. Merkt denn niemand, dass sich der intellektuelle Diskurs europaweit zu drehen begonnen hat? Die Kirche könnte diese Koinzidenz als „Kairos“ empfinden; helle Wachsamkeit wäre geboten. Doch die Welt des säkularen Geistes beobachtet in der Kirche eher ängstliche Selbstverschanzung oder ein um sich greifendes Einschlafen. Und es ist nicht der Schlaf der Gerechten.

„Löscht den Geist nicht aus“: wie viel Zutrauen enthält dieses Pauluswort! Wie wenig Zutrauen erfährt heute der „außenstehende“ Intellektuelle aus jener Sphäre, die er als Kirche empfindet. Auch binnenkirchlich nimmt der Sauerstoffgehalt ab. Statt Aufbruch vielfach nur eine angstmüdes Weiter-so, statt risikobereiter Erneuerung eine schrittweise Selbstversteinerung. Doch halt! Es gehört zu den intellektuellen Tricks der eigenen Selbstentlastung, die Defizite ausschließlich in der Institution und ihren Schwächen zu sehen. „Die Kirche – das sind die anderen“, heißt dann dieser unter Christen anzutreffende Irrtum. Wir stehen vielmehr vor einer doppelten Ermattung: der Hierarchie *und* vieler Christen.

Allerdings – wenn wir Selbstkritik als unabdingbare Voraussetzung jeder Kritik im Auge behalten, lässt sich freimütig sagen:

Erstens: eine Kirche der Bürokratisierung und Langeweile wird Intellektuelle immer weniger ansprechen können. Der vor kurzem emeritierte Limburger Bischof Franz Kamphaus hat bei seiner Verabschiedung als eigentliche Tragik des Priestermangels genannt: Es fehlten „die Leute, die alles auf eine Karte setzen“, die für das „Beun-

ruhigende, Verunsichernde des Glaubens stehen“; denn ohne das Verunsichernde „gleitet die Religion ins Beamtentum ab“. In den Worten von Johann Baptist Metz hieß das vor langer Zeit, er höre in der Kirche zuviel Gesang, zuwenig Schreie. Wo wird die Sprengkraft der Botschaft Jesu, die existenz- und geschichtsverändernd ist, in der institutionalisierten Kirche erfahrbar?

„Ein junger Mann namens Eutychus saß am offenen Fenster und sank, als die Predigt des Paulus sich länger hinzog, in tiefen Schlaf. Und er fiel vom dritten Stock herunter; als man ihn aufhob, war er tot.“ Mit diesem Zitat aus der Apostelgeschichte (Apg 20, 9) beginnt Jonathan Swift, Verfasser des „Gulliver“ und Dechant zu St. Patrick in Dublin, seine Philippika gegen das Schlafen in der Kirche. „Opium wirkt auf viele Leute nicht so betäubend wie eine Nachmittagspredigt.“ Aber, so können wir mit Swift heute fragen, wie sollen wir den Schläfern beikommen, wie ihre Augen offen halten?

„Komm ins Offene, Freund“, heißt es bei Hölderlin. Wo erfahren Intellektuelle heute diese einladende Zuwendung? Es wird zwar „dialogisiert“, wo und wie es nur geht – aber die gebotene Toleranz wird oft eher als Lauheit empfunden. Im Bewusstseins-Untergrund unserer Zeit hat ein zielloses Kreislaufdenken zu wuchern begonnen – die eschatologische Spannung, die Christen bezeugen, wird selten benannt. Auch Gläubige interessieren sich lieber für die vorletzten als für die letzten Dinge.

Zweitens: Eine Kirche der Kompetenzschwäche wird intellektuell nicht recht ernst genommen. Wie oft wird heute in Predigten die zumutbare Auslegung des Evangeliums durch pastorale Plaudereien ersetzt. Wie selten findet die offene Begegnung zwischen Kirche und Wissenschaft statt. Und wenn einmal ein führender Kirchenmann wie Kardinal Schönborn in einer Serie von Beiträgen das Thema „Evolution/Intelligent Design“ offen anzusprechen wagt, dann bewirkt dies zwar bei vielen Naturwissenschaftlern heftigen Widerspruch, doch ein dauerhaftes Gespräch kommt (vorerst) nicht zustande. „Eine vermeidbare Kategorienverfehlung“, sagen achselzuckend

die Wohlmeinenden auf beiden Seiten. War's das?

Worin besteht die Kompetenzschwäche der Kirche? In unserem Zusammenhang zunächst darin, dass sie den Anschluss an die intellektuelle Avantgarde unserer Zeit weder sucht noch findet (das gilt erst recht für die Kunst). Dabei geht es keineswegs darum, dem Zeitgeist nachzulaufen; der Dienst kirchlicher Intellektueller besteht eher darin, dort, wo die „Kaiser“ des Zeitgeistes selbstbezüglich paradieren, die Nichtexistenz ihrer „neuen Kleider“ zu decouvrieren – mit Respekt, ohne Überheblichkeit, aber auch ohne die Schmusegeste des „alles Verstehens“.

Es gibt eine Kompetenzschwäche der Kirche, die „Nikodemus-Existenzen“, also suchenden Intellektuellen, als besonders gravierend erscheint. Sie betrifft die „Kernkompetenz“: die Verkündung des Glaubens. „Gerade das Trösten, das könnt ihr nicht“, hat Jürgen Habermas vor mehr als zwei Jahrzehnten der Kirche zugerufen. Heute bemüht sich der gleiche Philosoph, „die moderne Vernunft gegen den Defaitismus, der in ihr selber brütet, zu mobilisieren“. In der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 10./11. Februar 2007 ortet Habermas diesen Vernunftdefaitismus „sowohl in der postmodernen Zuspitzung der ‚Dialektik der Aufklärung‘ wie im wissenschaftsgläubigen Naturalismus“ (Habermas antwortet mit seinem Beitrag auf die Regensburger Papstrede, von der er sich im übrigen enttäuscht zeigt).

Was Habermas erschreckt ist die Tatsache, dass die praktische Vernunft heute „an der motivierenden Kraft ihrer guten Gründe verzweifelt, weil die Tendenzen einer entgleisenden Modernisierung den Geboten ihrer Gerechtigkeitsmoral weniger entgegenkommen als entgegenarbeiten“. Und an anderer Stelle konstatiert Habermas, dass die praktische Vernunft ihre eigene Bestimmung verfehlt, „wenn sie nicht mehr die Kraft hat, in profanen Gemütern ein Bewusstsein für die weltweit verletzte Solidarität, ein Bewusstsein von dem, was fehlt, von dem, was zum Himmel schreit, zu wecken und wachzuhalten“. Wer das liest, merkt, dass sich irgendetwas zu ändern

■ ###

beginnt. Greifen Kirchenvertreter das auf? Ja, Joseph Ratzinger im Jänner 2004 bei einer Begegnung mit Habermas in der Katholischen Akademie in München. Im benetzten Österreich scheinen entsprechende Seismographen zu fehlen.

Drittens: Österreich ist keine „Insel der Seligen“, höchstens eine Nische geringerer Relevanz. Doch auch hier muss die Kirche versuchen, die Sprache der Zeit zu sprechen – nicht durch Anpassung ans Zeitgeistige, wohl aber durch die Vermeidung eines kirchlichen Sonderdeutsch. Es muss eine Sprache sein, die ins Herz trifft, weil sie Wahrheiten ausspricht, die üblicherweise unter den Verkleidungen von Floskeln und Phrasen verborgen bleiben. „Die Sprache der anderen zu sprechen, ist die Botschaft von Pfingsten“, hat Kardinal König einmal gesagt; er war ein Meister in der Fähigkeit, „getrennte Welten“ miteinander in ein Gespräch zu bringen.

Wie klein wird die christliche Minderheit in fünfzig Jahren in Österreich sein? Wir wissen es nicht. Wird es dann Bischöfe geben, die von den Kanzeln Worte verlesen lassen wie diese: „Der Christ steht nicht nur allein in einer glaubensfremden Welt, sondern er wird auch immer stärker als Fremdling hingestellt und abgelehnt. In dieser Lage droht die Gefahr, dass der Christ sich abschließt und isoliert, misstrauisch und unzugänglich wird. Oder es kommt die Versuchung, dem Druck auszuweichen und sich anzupassen, mehr als das Gewissen erlaubt. Schließlich können bestimmte Hemmungen auftreten, die jedes religiöse Leben erschweren. Der Christ erleidet eine Einbusse an Sammlungsvermögen, an Urteilsklarheit, an Willensfestigkeit. Das Gefühl der Einsamkeit kann sich bis zum Gefühl der Verlorenheit steigern ... (Doch) der Christ bleibt auch in der geschilderten Situation ansprechbar, wenn sich ihm die entscheidenden Fragen stellen, die Fragen nach dem Sinn des Lebens, der Liebe, der Schuld, der Krankheit, des Todes. Bei so viel hohlen Reden wird die Sehnsucht nach Wahrheit erst recht lebendig. Auch dies ist eine kostbare Hilfe für uns, die wir nur zu solchen Reden, die freiwillig kommen...“.

Dies ist ein kleiner Auszug aus dem

Hirtenbrief des katholischen Bischöfe in der DDR, unterschrieben von Julius Kardinal Döpfner am 20. Jänner 1960. Wenige Monate später wurde die Mauer gebaut, der Kommunismus schien für Generationen unüberwindlich zu sein. Gänzlich anders daher der Ton im ersten Hirtenbrief nach dem Mauerbau. Neuer Vorsitzender der Berliner Ordinarienkonferenz war Alfred Bengsch geworden. Dieser Hirtenbrief vom 11. Oktober 1961 endet so: „Liebe Brüder und Schwestern! Wir schreiben euch in einer schweren Zeit. Dennoch ist es eine große Zeit, weil euer Glaube und eure Liebe, euer Leid und eure Geduld gerade jetzt ein herrliches Zeugnis und ein heiliges Schauspiel vor Gott, den Engeln und Menschen sein können und weil die Frucht eurer Mühsal als ewig kostbare Ernte in Gottes Scheuer eingebracht wird. Es ist, trotz allem und was immer auch kommen mag, nur eine kleine Weile, bis der geliebte Meister und König des Weltalls, Christus, euch vor dem Vater und seinen heiligen Engeln bekennen wird, weil ihr ihn vor den Menschen bekannt habt. Zu diesem Ziel lasst uns unverwirrt aufschauen und so die Freiheit der Kinder Gottes gewinnen, die der Apostel mit den Worten aussagt: ‚Dem Tode nahe – und leben doch ... betrübt und doch immer fröhlich, arm und doch viele bereichernd, besitzlos und doch im Besitze von allem‘ (2.Kor. 6,9f).“

Diese Zitate sollen – trotz mancher Zeitbedingtheit der Ausdrucksweise – ein Hinweis darauf sein, wie sich die Ergriffenheit einer wahren Sprache mitzuteilen vermag. Von billigem Zeitgeist ist hier nicht das geringste zu spüren.

Viertens: Kirche muss die Zeichen der Zeit erkennen und zur Unterscheidung der Geister bereit sein. Das ist eine Aufgabe der Hierarchie, es ist aber auch eine prophetische Aufgabe christlicher Intellektueller. Solche Stimmen haben es häufig schwer. Sie zuzulassen, mehr noch: zu fördern, wäre ein Zeichen jener einladenden Offenheit, von der oben die Rede war. Jeder Perspektivenwechsel in die Position kirchenkritischer oder ungläubiger Intellektueller zeigt doch, wie oft man Spuren eines ekklesiogenen Atheismus erkennen kann, einer Zunah-

■ ###

me des Unglaubens im Namen Christi – das ist die innere Apokalypse, von der Nikolaj Berdjajew gesprochen hat. Wollen wir die Ohren vor solchen harten Worten verschließen?

In unserer massenmedial geprägten Konsumwelt, die auf wechselnden Moden, Anpassung und auf Oberflächennutzung aufbaut, gibt es zu viel Lüge und zu viel „Sotun-als-ob“. Schon der Begriff der Wahrheit selbst gilt fast als toleranz-unverträglich und fundamentalistisch. Von der praktizierten Demokratie bis hin zur Selbstsäkularisierung des Glaubens, von der Euthanasie im Namen der Menschenwürde bis hin zur Gentechnologie zwecks Menschenverbesserung gibt es immer größere Bereiche, die einer Unterscheidung der Geister bedürften. Wo bleibt die Stimme der Intellektuellen? Wird sie gewünscht?

Fünftens: Im Bewusstsein der „Gotteskrise“ (Johann Baptist Metz) muss die Kirche heute neu von Gott zu sprechen beginnen, christliche Intellektuelle sollten das einfordern. 120 Jahre nach Nietzsches „Fröhlicher Wissenschaft“ und seiner Feststellung, dass Gott tot sei, erleben immer mehr Menschen die anscheinende Stimmigkeit dieses Befunds.

Die Krise des europäischen Christentums ist laut Metz nicht primär eine Kirchen-, sondern eine Gotteskrise. In seinem jüngsten Buch „Memoria passionis“ schreibt der emeritierte Münsteraner Theologe: „In der Zeit der Gotteskrise ist der Atheismus selbst banal geworden. Der Transzendenzstreit scheint ausgestanden, das Jenseits endgültig ausgeglüht. Und so kann der Atheismus von heute schon wieder Gott – zerstreut oder gelassen – im Munde führen, ohne ihn wirklich zu meinen: als freischwebende Metapher beim Partygespräch oder auf der Couch des Psychoanalytikers, im ästhetischen Diskurs, als Codewort zur Legitimierung ziviler Rechtsgemeinschaften usw.“. Auch die Kirche habe ihr Konzept einer Immunisierung gegen Gotteskrisen: durch die ekklesiologische Verschlüsselung der Gottesrede. „Ist das der Anfang vom Weg in die Sekte?“, fragt Metz.

Es ist erstaunlich und hochproblematisch, wie sehr heute der Mentalitätszu-

stand unserer Gesellschaft das Vergessen gegenüber dem Erinnern bevorzugt. Wo kein Gott ist, da ist das Vergessen die einzige Bedingung des menschlichen Glücks, hat Nietzsche gemeint. Metz ist mit seiner „Neuen Politischen Theologie“ stets ein entschiedener Verfechter des biblischen Leidensgedächtnisses gewesen. Ausführlich reflektiert er über die Sprachkrise als Teil der Gotteskrise, über das Gebet als Bitte an Gott um Gott (den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, nicht den Gott der Philosophen oder der psychologisch-gnostischen Erlösungsmystiker), über die Versuchung, von einem erinnerungsgeleiteten zu einem ideengeleiteten Christentum überzugehen usw. Dies alles sind Fragen, die christliche Intellektuelle nicht kalt lassen können. Doch bei ihnen trifft man oft auf die gleiche Ermattung wie bei vielen Hirten der Kirche.

Welche Schätze des Geistes hätte ein Christentum der Welt anzubieten, deren Funktionalisierung Vertrocknung bedeutet, wo die Selbstinstrumentalisierung des Menschen nicht ein Mehr, sondern ein Weniger an Freiheit erzeugt, wo die Selbstreferentialität einer nur innerweltlich begründeten Menschenwürde gerade die Menschenwürde ins Beliebigte rückt! Christlicher Glaube kann nur in wirklicher, gelebter Freiheit zu sich kommen. Darüber hinaus hat ein Relativismus, der die Wahrheitsfrage tabuisiert, auf die Dauer auch keinen Bestand.

„Fides quaerens intellectum“, heißt die Formel Anselms von Canterbury. Je mehr die Kirche den Freiheitsraum einladend verspüren lässt, desto mehr werden sich auch wieder Intellektuelle berühren lassen.

■ ###

